

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

58.

Dienstag, am 14. Mai 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Hauptmann und sein Grenadier.

Die Sonne ging eben unter,  
Wie ein leuchtendes Feuermeer,  
Da kam die Straße gewandert  
Ein alter Kriegsmann her.

Er war einst ein blühender Knabe  
Der hinkende Wandermann,  
Ging oft mit verwegendem Muthe  
Und „Hurrah“ drauf und dran! —

Doch draußen im feindlichen Lande,  
Da brannte die Sonne heiß;  
Es bleichten die glühenden Strahlen  
Die dunklen Haare weiß.

Und fern von dem Vaterlande,  
Da war der Winter so kalt,  
Es wär' ob des schneeigen Sturmes  
Der Krieger erfroren bald.

Wie summten doch draußen die Kugeln  
Solch wilde Melodei,  
Wie schlugen blankstählerne Klängen  
So hellen Takt dabei.

Des deutschen Soldaten Körper  
Ward von den Kugeln entstellt,  
Und sein einst schmuckes Gesicht  
Manch narbige Wunde enthält.

Quer über das Auge herüber,  
Da zieht sich ein breiter Hieb,  
Und von zwei gesunden Beinen  
Ihm eins nur übrig blieb.

Und sein Auge vom vielen Darben,  
Da blickt es so matt und schwer,  
Und ob der vielen Narben  
Erkannte ihn Niemand mehr.

Und ein in sein blühendes Städtchen  
Da tritt er mit frohem Gesicht,  
Doch Alles ist fremd ihm geworden  
Und Keiner „Willkommen“ spricht.

Er trug keine goldene Lige,  
Zerrissen war sein Kleid,  
Doch seine Brust die schmückte  
Der Orden „für Tapferkeit“.

Und die er als Knaben verlassen,  
Das sind jetzt Männer alt,  
Und die er als Jungfrauen kannte,  
Das sind Großmütter bald.

So wankt er betrübt bis zur Wache,  
Da weht seine Fahne hoch,  
Seine Fahne, die er einst getragen,  
Als er in die Feldschlacht zog.

Seine Fahne von Kugeln zerlöchert,  
Vom vielen Gebrauche entzwei,  
Da weht sie, bei der er geschworen  
Dem Vaterlande Treu.

„Du Fahne, sei du mir begrüßet,  
Sieh auf deinen Bräutigam her,  
Ich trug dich zum Kampf und zum Siege,  
Ich trug dich zu Ruhm und zu Ehr!“

„Bei dir, da hab' ich geschlafen,  
So manche kalte Nacht;  
Hoch auf erstürmter Schanze  
Hab' ich dich flattern gemacht.“

Und bei der Fahne auf dem Posten,  
Da steht ein alter Grognard,  
Der einst des Invaliden  
Zeltkamerade war.

Sie hatten oft mitsammen  
Getheilet ihr letztes Brod,  
Sie hatten sich verbunden  
Auf Leben und auf Tod.

Und an den Bivouaksfeuer,  
Da hatten sie manche Nacht  
Von ihren Schlachten schwärend,  
Zusammen zugebracht.

Es hinkt der müde Krieger  
Zur härtigen Wache heran,  
Und seine gestickte Mütze  
Greift er mit zwei Fingern an.

„Guten Tag, Kamerade,“ so sprach er,  
Doch jener kennt ihn nicht,  
Zu sehr haben feindliche Kugeln  
Entstellet sein Gesicht.

Der Posten an der Fahne  
Nimmt sein Gewehr beim Fuß,  
Und mit einem kurzen Nicken  
Erwiedert er den Gruß.

Der Krückenmann hinkt weiter,  
Und ziehet die Straße entlang  
Und streicht seinen weißen Schnurrbart  
Und pfeift einen Kriegsgefang.

Doch sieh, aus dem Fenster da schauet  
Sein alter Feldwebel heraus,  
Sein Feldwebel, der ihn verlesen  
Zu manchem blut'gen Strauß.

„Guten Tag, guten Tag,“ der Alte  
Mit freudiger Stimme spricht,  
Doch auch die sorgliche Mutter \*)  
Erkennt den Wanderer nicht.

Sein Bart hat zu weiß sich gebleicht,  
Sein Antlitz ist zu arg zerhau'n;  
Es rinnt eine Thräne herunter  
Auf seine Wange braun.

„Weh' mir, bin ich verschollen  
In meinem Vaterland,  
Werd' ich, ein Invalide,  
Von keinem mehr gekannt?“

„So hätte mich draußen getroffen,  
Eine Kugel in männlicher Schlacht,  
Dann hätten krieg'risch die Brüder  
Zur Erde mich gebracht.“

„O! läg' ich draußen begraben  
In der Erde, oder im Schnee,  
So zög ich mit meinem Kaiser,  
Dort 'nüber zur großen Armee.“

So klagt des Invaliden  
Einst fröhlich schlagend Herz,  
So denkt er, den Sturm marsch pfeifend,  
In überfließendem Schmerz.

Und wie er wandert die Straße,  
Ohne Hoffen und Fürchten mehr,  
Da kommt von der Caserne  
Sein alter Hauptmann her.

Sein Hauptmann, der ihn geführt  
In manche heiße Schlacht,  
Bei dem er den ersten Feldzug  
Als Tambour mitgemacht.

Sein Hauptmann, dem er getrommelt  
Zum Sturme auf Feindes Batt'rie,  
Er kommt daher gegangen,  
Der Vater der Compagnie.

\*) Man nennt bekanntlich den Feldwebel die Mutter der Compagnie.

Und jener der rückt die Krücke,  
Wie einstens seine Wehr,  
Und machet dem Kapitaine  
Ganz schweigsam dies' Honneur.

Doch der schließt ihn in die Arme  
Und drückt ihn vor Freuden die Hand,  
„Willkommen mein alter Knabe,  
Willkommen aus feindlichem Land!“

„Wo bist Du geblieben, mein Sange?  
Wer hat Dich gezeichnet so schwer?  
Du alter Kriegskamerade,  
Was fließen Deine Thränen so sehr?“

Und wie auch den Krieger die Narben  
Entstellen das Gesicht,  
Des Hauptmanns Auge verkennet  
Seinen alten Soldaten nicht.

Jul. Dornau.

### Callot.

Der berühmte Callot entwarf von seinen Zeichnungen niemals Skizzen, niemals schwächte er die Kraft des Gedankens durch vorbereitende Versuche, er improvisirte mit dem Grabstichel auf der Kupferplatte. Daher gleicht nichts der Kraft, der Kühnheit seiner Werke, obgleich das Feuer der Begeisterung, seine Originalität, seine gewissermaßen Walter-Scott'sche Genauigkeit des Costüms vielleicht noch mehr zu bewundern ist.

Ein Kunstkennner besitzt einen sehr seltenen Kupferstich von Callot, den er sich durch die lockendsten Anerbietungen nicht entwenden läßt. Er ist ziemlich klein und stellt ein Lager von Zigeunern vor. In einer Ecke steht:

*Au bout du compte, ils trouvent pour destin  
Qu'ils sont venus d'Egypte à ce festin.*

Die höchste Lebendigkeit befeelt diese Skizze. Den Hintergrund nimmt ein Haufen Kinder ein, die um ein großes Feuer hüpfen, an welchem Wildpret bratet und Frauen in einem großen Kessel kochen. Zur Linken zerhacken Männer einen Schöpf und stecken eine Keule an den Brat-

spieß. Rechts erblickt man eine Frau im Kindbette, umgeben von fünf Freundinnen. Die Eine derselben nimmt das Kind, während ein Alter mit einem Kapuzinerbarte der Wöchnerin einen Krug mit Branntwein reicht. Näher nach dem Vordergrund schnarchen zwei Männer auf einem großen Baume; unter demselben liegen begeisterte Spieler; weiterhin erblickt man eine Frau, deren Dolch auf der Erde liegt und welcher die verwirrten blutigen Haare ihres Mannes eine Beschäftigung werden, die weder abstoßend noch kriegerisch ist. In der Mitte drängen sich halbnackte Frauen mit wild umherflatterndem Haare und Männer mit einem breiten Hute auf dem Kopfe, den Dolch im Gürtel und die Flinte an der Seite, — das ist der Kupferstich von Callot und eine Scene von 1609, bei welcher er selbst zugegen war.

Geboren zu Nancy, wo sein Vater Wapenherold, hatte Callot seine Leidenschaft für das Zeichnen verachtet und verspottet sehen müssen, ja selbst, wie um eines Verbrechens willen, Strafe dafür erhalten. In seinem siebenzehnten Jahre entfloß er deshalb in einer finstern Nacht und wollte nach Rom pilgern; aber um reisen zu können, besonders zu Anfange des 17. Jahrhunderts, muß man Geld haben, und der Schatz des jungen Flüchtlings war sehr bald erschöpft. Was sollte er nun beginnen? Zu seinen Eltern zurückkehren, die ihn wegen der Flucht noch viel strenger zum Studium der Wissenschaft eines Herolds anhalten und seine Zeichenstifte zerbrechen würden? Nimmermehr! Also weiter — vorwärts! Aber wie? ohne so viel zu besitzen, um sich einen Bissen Brod kaufen zu können?

Er legte sich mit solchen Gedanken unter einen Baum und schlief bald ein, denn er stand ja noch in dem glücklichen Alter, wo der Schlaf die heftigste Unruhe stillt, oder vielmehr, welches noch keine heftige Unruhe und Sorge kennt. Als er erwachte, sah er eine Menge Menschen mit braunen Gesichtern und in sonderbarer, armseltiger Kleidung um sich. Sie hatten ihn seine Kleider genommen und sein Schlaf war so fest gewesen, daß er sich fast nackt sah, als er erwachte. Seine Wuth, sein Geschrei und wohl auch das unnennbare Interesse, jenes geheimnißvolle und wohlthätige Geschenk der Natur, das die Jugend und jeder Schutzbedürftige besitzt, erweichten die

Zigeuner; Callot durfte sein Hemd und seine Beinkleider behalten. Weil er jetzt nichts Besseres thun konnte, so schloß er sich an die Landstreicher an, zog mit ihnen herum und ward wegen seiner großen Munterkeit, seiner witzigen Reden und seiner Gewandtheit bald der Liebling Aller. Mit vier Strichen skizzirte Callot das Bild einer jungen Zigeunerin. Von nun an stand er bei Allen in Ansehen, hatte eine Geliebte und erhielt seinen Rock und seinen Hut wieder.

Man wird aber einer jeden Sache überdrüssig, selbst eines jungen Mädchens mit großen schwarzen Augen, mit kupferfarbigem Gesichte und glühender Liebe. Das Zigeunerleben, das Wahrsagen, die schmale Kost, die zärtlichen Küsse und die eifersüchtigen Verwünschungen, heute, wie gestern, wie vorgestern und alle übrigen Tage, wie morgen, übermorgen und fort und fort — das konnte Callot's glühender Phantasie, seinem Künstlerinne nicht lange zusagen. Er hatte Geduld, bis er Rom erblickte; da, als eben die Schwester seiner Geliebten der Bande einen kleinen Zigeuner schenkte, als die Frauen sich um sie drängten, alle Männer sich mit Essen und Trinken ergötzten, entfloß er, ohne bemerkt zu werden, und eine Stunde später irrte er durch die Straßen der alten Roma.

Er hatte Hunger und schon fing er an, seine Flucht von den Zigeunern zu bereuen, bei denen er zwar kein delikates Essen, aber doch so viel erhalten hatte, daß der Magen nicht laut um Befriedigung rief.

Traurig und niedergeschlagen saß er auf der Schwelle eines Hauses und überlegte, welchen Weg er wohl einschlagen solle, um wieder zu seinen Kameraden zu gelangen, und welche Entschuldigung er vorbrächte, um seine Flucht bei dem Hauptmanne der Bande und vorzüglich bei dem Mädchen zu rechtfertigen, dessen bittersüße Zärtlichkeit er so sehr fürchtete. Er beschloß, sich ganz dem Zufalle zu überlassen, der ihn, seit er Nancy verlassen, geleitet hatte, und trotz der beginnenden Dunkelheit machte er sich auf den Weg und schritt die erste Straße hinab, die vor ihm lag, aber er fand sich nicht wieder auf den Weg, der ihn in die ewige Stadt geführt hatte.

Verlegen, ermüdet und hungrig stand er eben an einer Straßenecke, als ein Mann, ganz in ei-

nen großen Mantel gehüllt, auf ihn zukam und ihn fragte, ob er einen guten Lohn verdienen wolle?

Callot bot sein ganzes Bißchen Italienisch auf, das er verstand, um zu antworten; es hätte ihm Niemand eine vernünftigeren Frage vorlegen können.

„So folge mir!“ sprach der Unbekannte, worauf er sogleich voranschritt und unsern todtmüden Helden durch eine Menge verödeten Straßen und Gäßchen führte. Callot konnte fast einer Art Furcht nicht länger Herr werden; er bekreuzigte sich fromm, empfahl seine Seele Gott, ohne aber eigentlich recht zu wissen, warum? Unterdessen schritt sein Führer immer rüstig voraus. Die Nacht war vollkommen eingetreten und der arme Franzose glaubte zu sehen, daß sein Führer wieder rückwärts gehe und er von Neuem sich in der Straße befinde, von welcher er ausgegangen war. Wollte er ihn irre führen, damit er nicht wissen sollte, wo er sich befinde?

Endlich blieb jedoch der Mann im Mantel vor einer kleinen Thüre stehen, die man öffnete, und er murmelte lächelnd: „Ich habe Einen!“ Callot wäre bei diesen Unglück weissagenden Worten beinahe in Ohnmacht gesunken. Er wollte fliehen, aber seine Knie schlotterten, eine kräftige Faust faßte ihn am Kragen und zog ihn über einen langen dunkeln Gang hin.

Welches Schauspiel bot sich jetzt den Augen Callot's dar! Ein weiter, durch eine einzige Fackel erleuchteter Saal voll phantastisch gekleideter Wesen, weißer, unbeweglich an den Wänden lehrender Gestalten, und in der Mitte das Schrecklichste — der blutige, verstümmelte Leichnam eines Ermordeten!

Man hieß Callot vortreten und die Hand auf diesen Leichnam legen. „Schwöre“ — murmelte eine fremdartige Stimme — „schwöre, daß Du nie ein Wort von dem, was Du gesehen hast und sehen wirst, entdecken willst.“

Halb todt vor Furcht stammelte Callot den Eid.

Kaum war dies geschehen, als alle im Saale anwesenden wunderlichen Gestalten um Callot herum zu tanzen begannen, und obgleich er bereits an den hzarren Tanz der Zigeuner gewöhnt war, so drang sich ihm doch unwiderstehlich der Ge-

danke auf, daß diese phantastischen Sprünge, diese Grimassen, dieses verworrene Geschrei, dieses hohle Gelächter nur bei einem Sabbath von Hexen und Teufeln vorkommen könne.

Als man müde war, nahm man den Leichnam, stellte ihn an die Wand und befahl Callot, ihn auf seinen Rücken zu nehmen. Alles Bitten, alles Weinen, alle Vorstellungen, daß er, der arme Franzose, fremd in Rom, wie er sei, des Todschlags beschuldigt werden müßte, wenn ihn Jemand mit dem Leichname sähe, waren vergebens; er mußte die graufige Last auf seine Schultern nehmen. Nicht lange hatte er aber den steifen, unbeweglichen Leichnam mit großer Mühe getragen, als er ihn plötzlich sich bewegen fühlte, und sogleich schlossen sich zwei kräftige Arme um seinen Hals, eine rauhe Stimme ahmte das Hahneneschrei nach und begann einen teuflischen Gesang.

Der arme Callot hielt den Spuk nicht länger aus; kraftlos stürzte er zu Boden, aber die nackten Fersen des Leichnams spornten ihn so lange, bis er sich wieder erhob.

„Heilige Jungfrau!“ rief der Jüngling in Verzweiflung, „bin ich denn für meine Flucht noch nicht genug bestraft? Muß ich meine Malerlust so schrecklich büßen?“

Die erstickende Umarmung des Leichnams ließ nach. „Du bist ein Maler?“ fragte er. „Ein Maler bist Du? Beweise es.“

Blickschnell war eine Laterne angezündet und in der Hand des blutigen, nackten Körpers, und Callot fühlte ein Stück Kohle in seiner Hand.

Ohne selbst zu wissen, was er that, warf er die Figur eines Zigeuners auf den Fleck der Wand, welchen die kleine Laterne erleuchtete.

Noch war er mit der Zeichnung nicht ganz zu Ende, als ihm der ehemalige Leichnam um den Hals fiel, ihn mit Enthusiasmus umarmte und mit einer Stimme, die gar nichts Höllisches mehr hatte, rief: „Kommt Alle her! Alle! Es ist ein junger Künstler! Ein originelles, unerhörtes Talent!“

Und alle die halbnackten, größtentheils graufig bemalten Gestalten drängten sich um ihn her. Es war die Werkstatt einiger Künstler, die sich auf Kosten eines Vorübergehenden einen Spaß machen wollten.

Während sie die Skizze Callot's bewunderten, erzählte dieser, von seiner Furcht geheilt, ganz naiv seine Abentheuer, der ehemalige Leichnam wuschte sich mit einem großen Schwamme die rothen und schwarzen Farben ab, welche auf seinen Gliedern so täuschend Blut und Wunden vorgestellt hatten, kleidete sich an und erschien dann als hübscher junger Mann wieder.

„Mein Freund!“ sprach er zu Callot, „ich habe Dir aus Uebermuth so viel Schreck und Angst gemacht, daß ich mich gedrungen fühle, meine Schuld sogleich zu bezahlen; ich biete Dir deshalb, so lange es Dir beliebt, eine Wohnung in meinem Hause, einen Platz an meinem Tische, meinen Credit und meinen Rath an, den man bisweilen sucht. Auch ich bin, wie Du, aus dem Schooße meiner Familie und meines Vaterlandes entflohen, um mich in völliger Freiheit ganz der Kunst widmen zu können; auch ich hätte ohne einen ehrenwerthen tyroler Bildhauer, der mich freundlich aufnahm, mit Glend und Armuth kämpfen müssen. Ich will an Dir thun, was er an mir gethan hat. Wenn Du so viel Lust und Liebe zur Kunst hast, als Talent, so wirst Du einst berühmt. Auf, Kameraden! ich lade Euch ein, Alle mit zu Peter de Franqueville zu kommen, und bei ihm neben seiner eben vollendeten Statue della prima vera bis an den andern Morgen auf das Wohl und Glück unsers neuen Freundes J. Callot zu trinken.“

Es geschah. —

F. Lr.

### Sonderbare Petition.

Der Geistliche einer Landgemeinde im Herzogthum Br. befand sich ganz leidlich auf seiner Pfarre, nur sein Wohnhaus war höchst baufällig und drohte den Einsturz. Zur Erlangung einer unabweislich nothwendigen neuen Wohnung wendete er sich zunächst an seine Gemeinde. Diese versprach bereitwillig, einen ansehnlichen Beitrag zu dem Neubau herzugeben, erklärte jedoch, daß sie ihn ganz zu bestreiten bei dem besten Willen außer Stande sei. Dem Prediger blieb daher

nichts übrig, als an das Consistorium zu schreiben und um gnädigste Gewährung des Fehlenden aus Staatsmitteln zu bitten. Er wurde jedoch mit dem beliebten: „dazu fehlen die Fonds“, gänzlich abgewiesen. Gleichwohl verlor er den Muth nicht, denn es galt ja seinem und der Seinigen Leben. Er ließ vielmehr eine lebhaftige und kräftige Darstellung seiner Gefahr nebst einem unterthänigen Gesuche an das Staatsministerium abgehen. Allein auch hier fand er kein Gehör. Jetzt gab es für ihn nur noch einen Ausweg, eine Immediatvorstellung an den Landesherren. Doch als er eben mit Abfassung derselben beschäftigt war, verlautete mit Bestimmtheit, daß der Herzog in der nächsten Nacht durch das Dorf reisen würde. Die haufällige Pfarre lag dicht an der Heerstraße. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Wind, und dieses Naturereigniß flug benutzend, gerieth der Prediger auf den seltsamen Einfall, seine Bitte nicht mit Worten, sondern durch eine symbolische Handlung, welche der Aufmerksamkeit des hohen Reisenden nicht entgehen konnte, auszudrücken. Er legte zu dem Ende um den Giebel seines Hauses einen mächtigen Strick, zog denselben quer über die Landstraße, so daß dadurch der Weg versperrt ward, und band ihn jenseits derselben an einigen Bäumen fest. Als nun der Wagen des Herzogs auf der Straße daher rollte, scheuten sich die Pferde vor dem Stricke und blieben stehen. Der Herzog fragte betroffen: „Was giebt es denn?“ und die zahlreich versammelten Bauern entgegneten: „Ew. Durchlaucht, der Herr Pfarrer hat sein Haus angebunden, daß es der Sturm nicht einreißt.“ Voll Erstaunen fragte der Herzog von Neuem: „Was ist das? Ein Haus angebunden? Wo ist der Pfarrer? Man rufe ihn herbei.“ Dieser befand sich bereits in der Nähe, um zu hören und nach Umständen zu handeln. Sogleich kam er aus seinem Versteck hervor, trat mit tiefer Verbeugung an den Wagen, gab den nöthigen Aufschluß und bat allerunterthänigst und dringendst um Abstellung seines Nothstandes. Der Herzog fand zwar die gewählte Art der Bittstellung der geistlichen Würde völlig unangemessen und rügte sie in scharfen Ausdrücken, ließ jedoch im nächsten Sommer dem Pfarrer ein ansehnliches und recht bequemes Wohnhaus aufführen. Das Strickgesuch lebt aber

unter den Dorfbewohnern in fröhlicher Erinnerung fort und wird von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. F. Fr.

## Correspondenz - Nachrichten.

Aus Hamburg im März.

Die Märzsonne lacht groß und freundlich durch die Fenster. Ihre Strahlen blenden schon das Auge und es muß sich derselben Lichtfüße erwehren, nach welchen es sich einen langen Winter hindurch so innig gesehnt. In meinem Zimmer verspricht ein Rosenstöckchen, daß ich viele Monate ohne Hoffnung auf Wachsen und Gedeihen sorgsam pflegte, dankbar die erste Rose. Draußen im Garten auf dem nackten Zweige einer mächtigen Linde sitzt ganz einsam ein Vogel mit klugen Augen und schmettert so seelenvergnügt sein Morgenlied zum blauen Himmel hinan, als bezög' er dafür ein Honorar, wie Signor Moriani und Signora Rosetti, welche gestern Abend mit enthusiastischem Beifall im Stadttheater sangen bei erhöhten Preisen und aufgehobenem Abonnement. — Ein schöner, heller, vielversprechender Tag, der heutige. Den ganzen goldnen Lenz verspricht er, Blüthen, Blumen, Düfte, Licht und Leben. Ich möchte, als Mitarbeiter der Illustrierten Zeitung, ihn für diese zeichnen und in Holz schneiden lassen, wenn's unsere Crayonkünstler und Xylographen bereits bis zu solcher Kunst gebracht hätten. — Da wären wir also mit einem etwas gewagten Salto mortale jählings auf dem Gebiete der Literatur. Ach, da bleibt es wohl ewig Winter hier! Was sollte auch die verborgenen, gesunden Lüfte zum Treiben bringen, wie sollten sich hier junge Schößlinge ansetzen, wie sollten sich hier Blüthen und Blumen erzeugen? Ich schrieb Ihnen schon in meinem Augustbrieft: Anregung zum geistigen Schaffen kommt in der Metropole des deutschen Handels nicht leicht von außen her.

Im Strudel des materiellen Lebens hier fühlt sich der Geist so winzig, so gedrückt. Wenn Kaffee- und Indigosäcke, wenn Del- und Syrupgefäße gegen ihn anrennen, zieht er sich still und verschüchtert in irgend einen Winkel zurück. Seltsam ist's dabei, daß ihm die gewaltigen commerziellen Kräfte, welche ihn erschicken und erdrücken, überdies imponiren. Mit höherer Macht schlagen die Wogen des fremdartigen, von dem seinigen so streng gesonderten Lebens über ihn zusammen, und mit dem Aufgebot aller Kräfte vermag er sich kaum vor dem Untersinken zu bewahren. Es

giebt Städte, die eben so sehr, ja noch ungleich mehr commercieell sind als Hamburg, und dennoch die reichste geistige Triebkraft entwickeln. Hier aber wird der Comptoirrock im Grunde nie ausgezogen und das Auge, wenn es auch einmal in ein Journal, in ein neu erschienenes Werk blickt, schießt ganz sicher darüber hinweg in die Handlungsbücher. Freilich, will man das uralte Princip — „was der Mensch ist, das soll er ganz sein,“ hier in Anwendung bringen, so muß man staunend an diesen ewig geschäftigen Wesen hinaufblinzeln, denn bis in Mark und Sehnen, bis in die geheimste Nervenfasern sind sie — Kaufleute. Es kann aus diesem Lobe keine Ironie klingen. Wo ein an und für sich so höchst ehrenhafter Begriff vollkommen sich zur Erscheinung verkörpert, nimmt er auch die aufrichtigste Achtung in Anspruch. — Was die Außenwelt nicht giebt, muß sich die innere selbstständig erzeugen. Wo eine höhere Hand einen Quell sprudeln läßt, da braucht der Mensch kein Wasser hinzuzutragen. Glücklich also die schon vom Himmel oder, wenn man antik-mythologisch denkt, von Apollo Gesegneten. Hamburg besaß von jeher immer nur eine kleine Zahl dieser Auserwählten — sehr oft war, um kaufmännisch zu reden, die Sorte gänzlich ausgegangen. In der geistreichen Therese (Frau von Wachzucht, Tochter des auch in der gelehrten Welt rühmlichst

bekanntem russischen Gesandten v. Struve), hat der kürzlich bestellte Garten unserer Literatur eine schöne Blüthe mehr gewonnen. Das was die „Briefe aus dem Süden“ versprochen, brachte das „Tagebuch“ zur Erfüllung. „Falkenberg“, der sich noch fortwährend in der Strömung kritischer Debatte befindet, wird dem neuen Roman ähnlicher Tendenz, welchen die hochbegabte Therese gegenwärtig schreiben soll, jedenfalls allgemeines Interesse sichern. Demnächst erscheint das bereits mehrfach angekündigte Buch „Am Thee-tische“, worin sich, wie man vernimmt, das höhere Petersburger Gesellschaftsleben wieder spiegelt. Trotz dieser Productionsfülle darf man nicht glauben, Therese treibe, wie so mancher blue-storking gewöhnlichen Schlages, die Schriftstellerei als Geschäft. Ihre sociale Stellung enthebt sie solch traurigem Handwerk, und vermuthlich würde es auch ihrer Ansicht von der Würde des geistigen Schaffens wenig conform sein. Seltsam ist, wie spät sich hier der Drang dazu gezeigt hat. Nun aber, da Therese's reiches Talent in der fast allgemeinen Anerkennung die sicherste Bürgschaft für eine nicht gewöhnliche Bedeutung gefunden, entfaltet es sich immer frischer und selbstständiger, und eine glänzende Zukunft darf ihr prophezeit werden.

J. M.

## Feuilleton.

**Industrie.** Der französische Schriftsteller Léon Faucher bespricht in der Revue des deux mondes Manchester und die umliegenden großen Fabriorte. Wir entnehmen ihm über die beiden bedeutendsten Manufacturen folgende Notizen. Das Haus Greg hat 5 Spinnereien in Bollington und Quarry Bank, 4000 Webstühle, beschäftigt gegen 2000 Arbeiter und verbraucht jährlich 4 Millionen Pfund Baumwolle. In Hyde, einem zu Anfange dieses Jahrhunderts höchst armseligen Dorfe von 800 Seelen in der Grafschaft Chester, hat die Familie Ashton ein großartiges Establishement errichtet. Hier finden sich ebenfalls 5 Spinnereien, in denen 1500 Arbeiter thätig sind. Der tägliche Arbeitslohn für dieselben beträgt 25,000 Francs, der jährliche also 7,500,000 Francs. Das Handelshaus hat für die Arbeiter 300 Häuser auf seine Kosten erbaut, die es zu dem jährlichen Preise von 200—225 Francs vermietet. Zugleich ist eine Schule für 700 Kinder hier gegründet worden, da Hyde jetzt gegen 10,000 Einwohner zählt.

Die Zahl der Zigeuner in Europa beläuft sich nach der statistischen Uebersicht des ehrwürdigen Sir Richard Black, der einige Stämme derselben zur eng-

lischen Kirche bekehren wollte, noch immer auf 600,000 Seelen. Davon kommen auf Großbritannien 25,000, auf Frankreich 50,000, auf Italien 40,000, auf Ungarn 50,000. Rußland zählt deren 90,000, Siebenbürgen 15,000, Polen 22,000, die pyrenäische Halbinsel 55,000, Deutschland 60,000, Oestreich 65,000, Skandinavien 15,000, Griechenland 8,000, das osmanische Reich 60,000, die jonischen und griechischen Inseln 5000 und die balearischen und übrigen Inseln des mittelländischen Meeres 4000.

**Charakter der Havannesen.** Ein Kind des Augenblicks, ausgestattet mit einer glühenden Seele und leichter Fassungskraft, ist der Bewohner der Havannah fähig, Alles zu erfassen und sich durch freien Aufschwung zuweilen bis zum Heroismus zu erheben. Unter dem magnetischen Einflusse zarter Eindrücke von seiner Umgebung ist sein Herz stets einem edlen Mitgefühl offen; die Erzählung einer schönen That erregt, entflammt, ein nützlicher Erfolg für sein Land begeistert ihn; in der Aufrichtigkeit seines Herzens wird er Vermögen und Leben für seinen Freund, für sein Vaterland opfern. — Aber entzieht ihn diesem Einflusse, laßt ihn heraustreten aus diesem magischen Zirkel, und

Trägheit, Sorglosigkeit und die glühende Sonne erschaffen seine Willenskraft. Wie das Blut, durch die heiße Atmosphäre auf einen Punkt gedrängt, die Fläche seiner Haut verläßt und, sich in die innersten Adern zurückflüchtend, ihr diese Bleiche verleiht, welche die Bewohner der Tropen charakterisirt, ebenso kehrt ihm die Willenskraft, die im Vergessen begraben liegt, nur durch die drängendste Nothwendigkeit zurück.

Bartholdy, der in den Jahren 1803 — 1804 Griechenland bereiste, erscheint dies wie ein ehemals herrlicher Wald, der voll der ältesten und seltensten Bäume stand. Diese sind sämmtlich gefällt worden, und die Hoffnung, frische Stämme den alten Stümpfen aufzusetzen, ist verloren. Ja, es erschweren diese schlechten Stubben eben die neue Cultur, obgleich es nichts weniger als unmöglich ist, sie auszurotten und wegzuräumen und eine neue Schöpfung anzulegen. Ob und wie diese nun gedeihen werde, liegt verborgen. Nun, dieser Baum der Freiheit, den Griechenlands tapfere Helden in den blutgedüngten Boden ihres Landes pflanzten, scheint herrlich zu gedeihen, wenn auch bayerische Blätter ihm nicht die beste Zukunft prophezeihen wollen.

Fr. Koßsch — ein Dichter, von dem ich eben ein Opos auf Napoleon kennen lerne, ruft die Musen folgender Weise zu Hilfe:

Freundliche Muse, o hilf den Hippogryphen mir zü-  
geln!

Er stürmt im Fluge empor, spottend des Zügels,  
vor ihm,

Jenem gigantischen Schatten, der die staunenden  
Blicke,

Vom Sternenglanze bestrahlt, im Mantel Ma-  
rengo's umwozt.

Wenn der Hippogryph von dem Unsinn dieser Zeilen scheu geworden ist, so ist es kein Wunder, wenn er nach dem letzten Pentameter (?) zornerschützt ausschlug, er kannte aus seiner Jugendzeit, von den schönen Gesangfesten auf den Gipfeln des Parnass her, die Regeln der Metrik noch gut genug.

In unsern deutschen Ständekammern wird bisweilen die Meinung laut, als ob draußen vor den Thüren der Verstand des Landes ein Ende habe und nur im Saale selbst concentrirt sei. Wie anders verfuhr der norwegische Storting, als in einer Zeitung sich ein trefflicher Aufsatz über die eben vorliegende wichtige Frage befand; er setzte die Verhandlungen aus, um den Mitgliedern Zeit zu lassen, die Frage unter den neuen Gesichtspunkten zu betrachten, die ein anonym

Schriftsteller aufgefunden hatte, und wartete den Schluß des Aufsatzes ab. (Saing, Reise in Norwegen.)

Das Bürgerkönigthum Ludwig Philipp's schreitet immer mehr zu den alten legitimistischen Ueberlieferungen zurück. Vor kurzem erhielten einige Regimenter die abgeschafften Benennungen nach Familiengliedern (Orleansdragoonen, Nemoursuhlanen z. G.); jetzt wird unter den Unterzeichnern für das Denkmal Casimir Delavigne's die Schwester des Königs unter dem bloßen Namen „Madame“ aufgeführt.

Das Verhältniß politischer Zeitungen zur Einwohnerzahl stellt sich nach Wöniger's „Staat“ (III, Heft) in folgenden Ländern in der Weise heraus, daß:

in Spanien	1 Zeitungsblatt kommt auf 864,000 Sw.
in Rußland	= „ „ „ „ 674,000 „
in Oestreich	= „ „ „ „ 376,000 „
in der Schweiz	= „ „ „ „ 66,000 „
in Frankreich	= „ „ „ „ 52,000 „
in England	= „ „ „ „ 46,000 „
in Preußen	= „ „ „ „ 43,000 „
in d. Niederlanden	= „ „ „ „ 40,453 „

Daß diese Zahlen nur sehr schwankend sein können, erklärt sich sowohl aus dem größeren oder geringeren Fortschritt des Unterrichts in den verschiedenen Ländern, als auch aus den häufigen Unterdrückungen politischer Zeitungen.

Derschawin, der größte russische Dichter zu Ende des vorigen Jahrhunderts, spricht in einer Triumphode auf die Erstürmung Warschau's die russische Politik in den Worten aus: „Rußland, wozu sind dir Tractate? Mache nur einen Schritt vorwärts und die Welt ist dein!“ 24.

Rubini und Mad. Viardot-Garcia. Die „Signale“ berichten, daß Rubini zum Chef der kaiserlichen Kapelle in Petersburg, mit Oberstenrang und einem ansehnlichen Gehalt ernannt, und Mad. Viardot-Garcia für die nächste Saison bei der Oper in Petersburg mit 65,000 Rubel Papier und einem Benefiz engagirt, ebenso daß sie bei ihrem Benefiz am 5. Februar siebenmal gerufen worden sei, und vom Kaiser ein kostbares Armband erhalten habe. — Ist da nicht die nordische Hauptstadt in Wahrheit ein Eldorado?

In einem Pariser Salon ließ sich vor Kurzem eine Violoncellistin, Frä. Christiani-Barbier, mit Beifall hören. Weibliche Grazie, drohest du ganz zu entschwinden? — Jedenfalls wird man da mit geschlossenen Augen zuhören müssen. 18.